

„Mehr Krach, als uns zustand“

Als Wissenschaftler Politik machten: Vor 50 Jahren streikten
in Marburg die Assistenten tagelang – das gab es nirgends sonst

Heute lachen sie darüber. Wen man auch anruft von den damaligen Mitstreitern: Fragt man sie nach dem Marburger Assistentenstreik vor 50 Jahren, so erntet man mal ein Kichern, mal lautstarkes Gelächter – als begegneten sie nach langer Zeit einem alten Freund, der sie an die Streiche ihrer Jugend erinnert. „Wir haben das alles nicht so ernst genommen“, behauptet Günter Giesenfeld.

Der nachmalige Marburger Professor für Medienwissenschaft gehörte zu jenen Assistenten der Philipps-Universität, die im Januar 1970 in einen mehrtägigen Ausstand traten, um sich für mehr Rechte des Mittelbaus einzusetzen. Die Assistentenbewegung erhielt bundesweit Aufmerksamkeit in der Presse; so berichtete die Wochenzeitung „Die Zeit“, das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ sogar mehrfach.

„Im Januar 1970 ist das Marburger

Audimax voll mit etwa der Hälfte der Wissenschaftlichen Mitarbeiter und ebenso vielen Unterstützern“, erinnert sich ein Zeitzeuge. „Ruhig, zielstrebig, wirkungsvoll.“ Die Assistenten beschließen, in Streik zu treten. Sie wollen beruflich aufgewertet werden, ihren tatsächlichen Aufgaben entsprechend: „Wer lehrt, ist Hochschullehrer“ – so lautet die Maxime. Die zeitgenössischen Quellen verwenden die rein männlichen Bezeichnungen nicht ohne Grund: Frauen kamen damals in der Wissenschaft so gut wie nicht vor. „Es gab keine Frau in diesem Kreis“, bestätigt der Germanist Jörg Jochen Berns aus eigener Anschauung.

Als Assistenten verstehen sich damals alle ausgebildeten Wissenschaftler, die keine Professur innehaben: Doktoranden ebenso wie Habilitanden und Akademische Räte. Um die 30.000 solcher Wissenschaftler gibt es damals an deutschen

Hochschulen. Sie stemmen einen großen Teil von Verwaltung und Lehre – allein schon durch „ihre schiere Masse“, wie es im „Spiegel“ heißt. Was fehlt, ist Wertschätzung. Ein Assistentenfunktionär beklagt 1969 „die unwürdige Abhängigkeit“ des Mittelbaus, dessen ständigen „Missbrauch zu nutzloser Hilfs- und Verwaltungsarbeit“.

„Die Ordinarienherrlichkeit war unbestritten“, erinnert sich der spätere Uni-Vizepräsident Herbert Claas, damals Assistent in der Soziologie. Die Professoren verdonnerten ihre Mitarbeiter zur Betreuung der Studentinnen und Studenten, zur Korrektur der Prüfungsarbeiten und Begutachtung von Dissertationen – zu allen Aufgaben, auf die sie selber keine Lust hatten. Geregelte Dienstzeiten und eine feste Aufgabenteilung gab es nicht. Das seien „spätf feudale Verhältnisse“ gewesen, urteilt der Politologe Frank Deppe, damals Akade-

Bündnispartner ohne Hausmacht:
Der hessische Kultusminister Ludwig
von Friedeburg – hier bei einer Schüler-
demo in Frankfurt – wollte Reformen an
den Unis, drang aber nur schwer durch.



Das Herz warb um Unterstützung für
den Streik der Assistenten.

mischer Rat. So hätten die Assistenten
einander gerne berichtet, wer wie viel von
den Büchern ihrer Professoren geschrieben
habe.

Als die Studentinnen und Studenten
anfangen, gegen die Ordinarienuniversität
aufzubegehren, beginnen auch die Assi-
stenten, für die eigenen Interessen einzu-
treten. Im Jahr 1968 gründen sie die Bun-
desassistentenkonferenz, kurz BAK – und
zwar in Marburg. Assistenten fordern,
„dem Graubereich der Arbeitsverhältnisse
durch eine gesetzliche Regelung ein Ende
zu bereiten“, wie Claas im Rückblick for-
muliert; Ziel ist eine neue Personalstruk-
tur, die sowohl akademische Karrieren als
auch wissenschaftliche Berufarbeit dies-
seits der Professur ermöglichen soll.

„Die Forderungen waren nicht neu“,
merkt Sarah Kramer an. Die Historikerin
fertigt derzeit eine Doktorarbeit über Mar-
burger Hochschulproteste jener Zeit an.
„Kritik an der Stellung der Assistenten gab
es schon seit Anfang der 60er Jahre, zum
Beispiel vom Wissenschaftsrat“, weiß sie
zu berichten.

Die BAK erarbeitet eigene Vorstel-
lungen, die sie mit der Politik diskutiert.
Doch die Vorschläge sind zwischen den
Parteien umkämpft, der Erfolg lässt auf
sich warten. Ende 1969 reißt den Marbur-
ger Assistenten der Geduldssaden, als das
hessische Kultusministerium erstmals die
Lehrverpflichtung des Mittelbaus fest-
schreibt. „Das hat die Leute enorm verbit-
tert, dass sie der Regierung egal waren“,
sagt Claas; „die Verantwortlichen haben
Hochschulpolitik nicht für alle Personen-
gruppen gemacht, die dort arbeiteten“. Noch
wichtiger für den Fortgang ist frei-
lich: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter in
der Medizin sollen keine Überstunden
mehr bezahlt bekommen. Die Mittelbau-
vertreter berufen Vollversammlungen ein,
mobilisieren zum Streik. „Der Kreis
der Aktiven war nicht sehr groß“,
gibt Berns zu, „wir waren 12 bis
20 Leute aus zig verschiedenen
Fächern, von Medizin und Che-
mie bis Philosophie und Politolo-
gie.“ Politisches Engagement war
in dieser Zeit für viele etwas
Selbstverständliches. Dennoch, die
Assistentenschaft sei gespalten ge-
wesen, betont Giesenfeld: „Natürlich
wussten wir, dass wir eine kleine
Minderheit waren, aber wir haben
mehr Krach gemacht, als uns zustand!“

Die Mobilisierung läuft über persön-
liche Kontakte und Flugblätter, Giesenfeld
entwirft einen herzförmigen Aufkleber,
der überall um Unterstützung durch die
Studenten wirbt. Die Aktivisten verteilen
Stimmzettel: Unterstützt du die Forde-
rungen? Bist du bereit, dafür zu streiken?
Die Zustimmung ist riesig. Ende Januar
treten die Assistenten in einen mehrtä-
gigen Ausstand. „Den Begriff ‚Streik‘ darf
man nicht so wörtlich nehmen“, schränkt
Giesenfeld ein. Es handelt sich eher um eine
politische Demonstration, die öffentlich
Aufmerksamkeit erregen soll.

In dem Bericht, den die Aktivisten
nach dem Streik veröffentlichen, ist nach-
zulesen, welchen Erfolg ihre Bemühungen
haben. Trotz der uniweiten Zustimmung
zum Streik: Mitgemacht haben dann doch
nicht alle. Ein paar Kollegen lassen ihre
Lehrveranstaltungen ausfallen, weil das
der sichtbarste Teil ihrer Arbeit ist. „Es
gab Institute, da mussten die Assistenten
ihrem Chef verheimlichen, dass sie strei-
ken“, sagt Claas. Manch einer traut sich

gar nicht. Im übrigen merkt man nur we-
nig von dem Ausstand – zumindest einen
Notbetrieb für die Studierenden erhalten
die Wissenschaftler aufrecht, etwa Sprach-
kurse; die übrige Arbeit, zum Beispiel in
der Verwaltung, wird neu verteilt. „Da
brach der Betrieb nicht zusammen“, bestä-
tigt Deppe, der später eine Professur für
Politikwissenschaften in Marburg innehat-
te, „ich hatte nicht den Eindruck, dass die
Institute nicht funktionieren haben.“

Außer natürlich im Klinikum. Was die
Bezahlung der Überstunden in der Medi-
zin angeht, lenkt die Politik ein. Darüber
hinaus bieten die Verantwortlichen wei-
tere Gespräche an, um über die gesetz-
liche Regelung der Personalstruktur zu
verhandeln. Die Vertretung des Mittelbaus
empfiehlt den Abbruch des Streiks, aber
die Mehrheit folgt den Obleuten nicht und
entscheidet sich, die Kampfmaßnahmen
fortzuführen. „Die Vollversammlung hat
den Rat weggefegt“, erinnert sich Claas.

„Gesprochen haben meist Geistes- und
Sozialwissenschaftler“, erklärt er aus dem
Abstand von 50 Jahren; „sie haben dem
Ministerium erzählt, die Mediziner strei-
ken für eine Änderung der Personalstruk-
tur im Hochschulgesetz.“ Irgendwann
glaubt die Politik das nicht mehr. Der
Streik dauert noch ein paar Tage länger,
aber nachdem die Medizin durch Bezah-
lung der Überstunden befriedet ist, wird er
abgeblasen. Es gibt noch eine Verhand-
lungskommission mit der Regierung, aber
das Gremium „hat sich in Luft aufgelöst“,
wie ein Teilnehmer berichtet, die Ge-
spräche hätten nur dazu gedient, die Assi-
stenten hinzuzulaten.

Was der Streik letztlich erreicht hat, ist
unter den Beteiligten umstritten: „In der
Politik wurden die Vorschläge der Assi-
stenten intensiv diskutiert“, sagt der eine;
„es hat keine grundlegende Änderung ge-
geben“, widerspricht ein anderer: die Ordi-
narienuniversität bestehe ja nach wie vor.
„Es ist schwer einzuschätzen, welchen
Einfluss der Streik auf die Gesetzgebung
der hessischen Landesregierung hatte“,
gibt die Universitätshistorikerin Sarah
Kramer zu bedenken.

Ja, es gab später Karrieremöglich-
keiten für Wissenschaftler ohne Habilitati-
on – die so genannten Hessenprofessuren.
Aber für Jörg Jochen Berns steht fest: Die
Beteiligten hatten nicht ihr persönliches
Fortkommen im Blick. „Mein Eintreten für
die Assistentenbelange haben mir persön-
lich keine Vorteile gebracht“, bekennt er,
„im Gegenteil: Ich war gebrandmarkt.“

>> Johannes Scholten

*Die Redaktion dankt Ulrich Heinz für
wertvolle Hinweise. Lit.: AM-Autorenkol-
lektiv: Assistentenstreik, Marburg 1970*